

# Die romanischen Kirchen am Thunersee : ein Beitrag zur Frage der Ausbreitung frühlobardischer Architektur

Autor(en): **Grütter, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Anzeiger für schweizerische Altertumskunde : Neue Folge = Indicateur d'antiquités suisses : Nouvelle série**

Band (Jahr): **34 (1932)**

Heft 4

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161424>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

---

---

## Die romanischen Kirchen am Thunersee.

### Ein Beitrag zur Frage der Ausbreitung frühlobardischer Architektur.

Von Dr. Max Grütter.

(Schluß)

Unter dem Namen Scartilinga erscheint die der Jungfrau Maria geweihte Kirche von Scherzligen <sup>1)</sup> gleichzeitig mit Spiez schon im 8. Jahrhundert als Schenkung des Bischofs Hetto von Straßburg an das Kloster Ettenheim im Elsaß. Sodann wird sie im Kartular des Bistums Lausanne von 1228 erwähnt. Im Jahre 1271 gelangte der Kirchensatz durch Vergabung der Familie Wädswil an das Kloster Interlaken, in dessen Besitz er bis zur Reformation verblieb. Wohl schon vor der Mitte des 14. Jahrhunderts wurde auf der Südseite des Kirchenschiffs ein quadratischer Turm angebaut und gegen Ende des Jahrhunderts das heutige achteckige Chor neu errichtet. Auf Verlangen der Kirchenvisitatoren von 1453 waren ein Sakramentshäuschen in der Chormauer anzubringen und die Fenster von Chor und Schiff auszubessern. Weitere Bauarbeiten, die das Gesamtbild der Kirche nicht wesentlich verändert haben, erfolgten in den Jahren 1524, 1570, 1601 und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die jüngste Renovation wurde 1925 vollendet und förderte Wandmalereien aus dem 13. bis 16. Jahrhundert zutage.

Auch Scherzligen besitzt ein einschiffiges Langhaus, das, wie die Ausgrabungen gezeigt haben, nach Osten ursprünglich durch eine halbrunde Apsis mit kurzem Vorraum abgeschlossen wurde (Abb. 12a). Eine Quermauer, die dem romanischen Bau angehört, da sie beidseitig Malereien aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts aufweist, scheidet das Chor vom Schiff. Die Apsis mag gewölbt gewesen sein, Vorraum und Langhaus dagegen waren ohne Zweifel von jeher flach gedeckt. Der Haupteingang befindet sich wie üblich an der Westfront, deren Giebel später erhöht und mit einem Kreuzfensterchen versehen worden ist; von den kleineren, rundbogigen Türöffnungen der beiden Längsseiten ist die nördliche wohl schon vor der Reformation wieder zugemauert worden.

Für die Datierung kommen außer dem Grundriß und dem Mauerwerk, das sich, soweit der Verputz eine Prüfung zuläßt, nach Material und Struktur kaum von demjenigen in Spiez und Amsoldingen unterscheidet, zwei Momente in Betracht. Einmal scheint die Apsis im Unterschied zur Westfassade, die keine Gliederung zeigt, durch Lisenen, die mit je einem Rundbogen, vielleicht auch mit je zwei Bögen verbunden waren, geschmückt gewesen zu sein. Überreste

---

<sup>1)</sup> Lohner, S. 280 ff. — Max Grütter: Die Kirche von Scherzligen und ihre Wandmalereien, Anzeiger für Schweiz. Altertumskunde, Neue Folge XXX, 1928, S. 37 ff.

einer Randlisene und eines anschließenden Blendbogens haben sich an der Südseite dicht neben dem Turm erhalten, und die Größenverhältnisse weisen auf nur einen Bogen hin <sup>1)</sup>. Ferner sind bei der letzten Renovation im westlichen Teil des Langhauses zwei einander gegenüberliegende romanische Fenster — die übrigen bestehenden Fenster stammen aus dem 14. und 16. Jahrhundert — freigelegt worden (Abb. 8d). Es sind schmale, nach innen und außen in gleicher Weise geschrägte und oben rundbogig geschlossene Schlitze <sup>2)</sup>, die nur mit den niedrigeren Kryptafensterchen in Spiez Ähnlichkeit haben, sich dagegen von den Fenstern im Hochschiff der gleichen Kirche und von den noch weiteren und aufgeschlosseneren in Amsoldingen unterscheiden.

Man hat in den romanischen Teilen der Kirche auch schon die Anlage aus dem 8. Jahrhundert erkennen wollen <sup>3)</sup>. Gegen diese Annahme aber spricht die Außendekoration der Apsis, die auf das 10. oder beginnende 11. Jahrhundert hinzuweisen scheint; auch sind die Langhausfenster in karolingischer Zeit in der Regel breit. Auffallend schmale und beidseitig geschrägte Fenster zeigen dagegen selbst im Süden Bauten aus der Wende vom 9. zum 10. Jahrhundert, so in Agliate die Kirche S. Pietro und engere noch das wohl etwas jüngere Baptisterium <sup>4)</sup>. Ähnliche Fensterformen haben an Türmen und namentlich in der Kriegsarchitektur auch in späterer Zeit immer wieder Verwendung gefunden. Die Lichtweite der Kirchenfenster aber nimmt schon vor dem Jahrtausende im allgemeinen wieder zu, weshalb mir für Scherzligen allein eine Zuweisung ins 10. Jahrhundert gerechtfertigt zu sein scheint.

\*

Die übrigen Kirchen, die Kiburger als Gründungen Rudolfs II. bezeichnet, sind zum Teil schon im Laufe des Mittelalters vollständig umgebaut worden. Wo sich Teile des ursprünglichen Bestandes erhalten haben, sind sie zu unbedeutend, um eine Datierung, die über die früheste urkundliche Nennung hinaus gehen könnte, zu gestatten. Denn für sämtliche Kirchen steht die Existenz in romanischer Zeit außer Zweifel.

Die im Bistum Lausanne gelegenen Kirchen — die Grenze zwischen den Bistümern Lausanne und Konstanz bildete die Aare — werden zum erstenmal im Kartular von 1228 aufgeführt. Eine Ausnahme macht nur die *Kirche von Leißigen* (Patron: Johannes der Täufer), die erst 1289 als Eigentum Heinrichs von Strättligen erwähnt wird; die eingreifenden Umbauten erfolgten hier in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts <sup>5)</sup>. Die *Kirche von Äschi* (Patron: Petrus) hat ihre heutige Gestalt um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert erhalten <sup>6)</sup>.

<sup>1)</sup> Der Radius beträgt ca. 42 cm; der Bogen wäre allerdings kleiner als der am nördlichen Seitenchor in Amsoldingen, aber größer als die Bögen in Zweiergruppen.

<sup>2)</sup> Die äußere Breite beträgt wie bei den Kryptafenstern in Spiez 0,50 m, die Höhe dagegen 1,65 m, die Höhe der Lichtöffnung 1,15 m, die Lichtweite nur 11 cm.

<sup>3)</sup> Neujahrsblatt für Thun 1924, herausgegeben von Ed. Hopf und C. Huber, S. 31 ff.

<sup>4)</sup> Vgl. Cattaneo, S. 239.

<sup>5)</sup> Lohner, S. 254. — v. Rodt, S. 212.

<sup>6)</sup> Lohner, S. 171. — v. Rodt, S. 193.

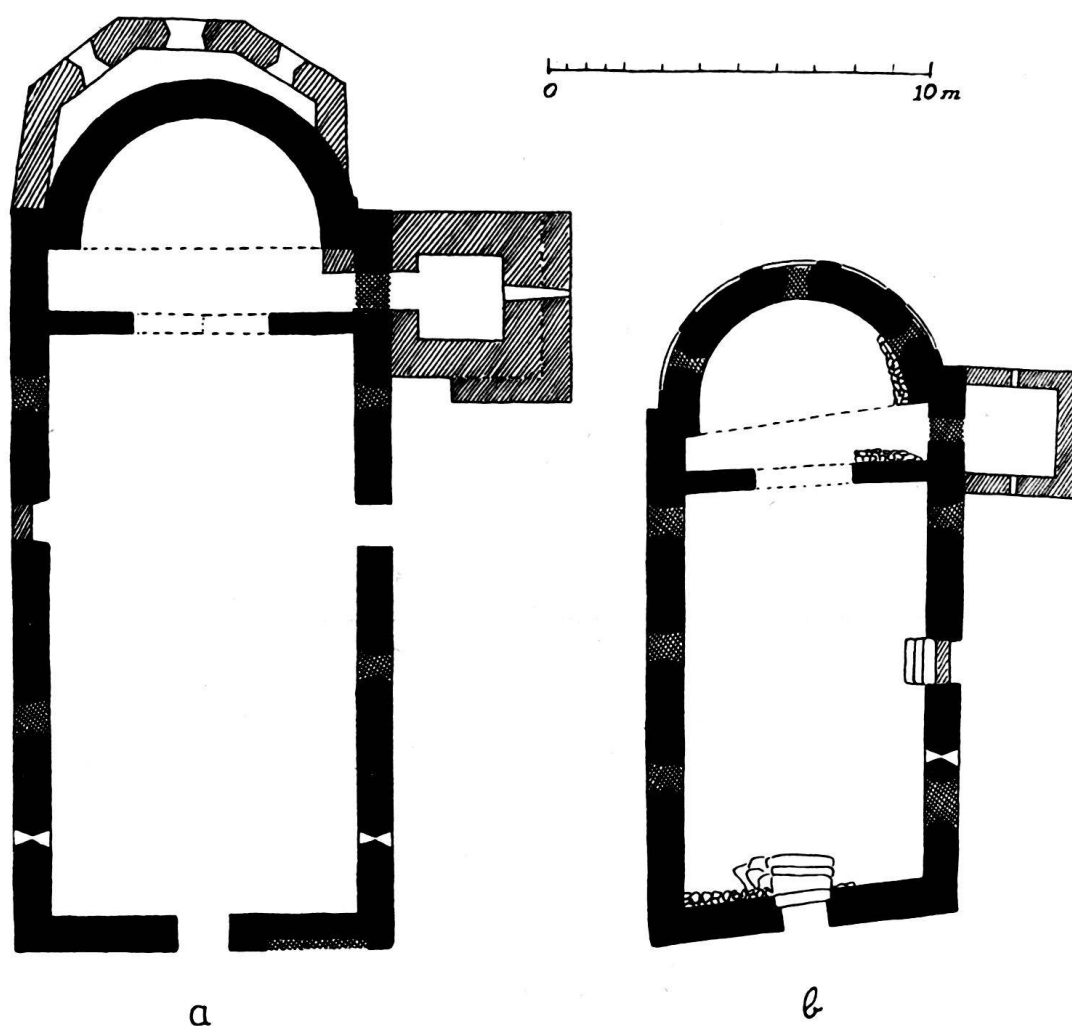


Abb. 12. Einschiffige Pfarrkirchen: a) Scherzligen, b) Einigen.

Für einen Neubau der *Kirche von Frutigen* (Patron: Quirin) wurden die Mittel seit 1421 gesammelt; um 1500 scheint die neue Kirche vollendet gewesen zu sein <sup>1)</sup>. Die alte *Kirche von Thierachern* (Patron: Martin) ersetzte man im Jahre 1707 durch die heutige Anlage <sup>2)</sup>. Die *Kirche von Uttigen* (Patron: ?) wurde in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch einen Brand zerstört und seither nicht wieder aufgebaut <sup>3)</sup>.

Von den auf dem rechten Seeufer gelegenen Kirchen wird die *Kirche von Thun* (Patron: Mauritius) erstmals im 13. Jahrhundert genannt. Nachdem der ursprünglich dreischiffige Bau mit Krypta schon während des Mittelalters wesentliche Veränderungen erfahren hatte, wurde das Langhaus 1738 abgebrochen und an seiner Stelle das jetzige Schiff errichtet <sup>4)</sup>. Die *Kirche von Hilterfingen* (Patron:

<sup>1)</sup> Lohner, S. 209. — v. Rodt, S. 173 u. 186.

<sup>2)</sup> Lohner, S. 142.

<sup>3)</sup> Lohner, S. 148.

<sup>4)</sup> Lohner, S. 308. — Neujahrsblatt für Thun 1924, S. 10.

Andreas) erscheint urkundlich im 13. Jahrhundert und ist in der heutigen Form um 1727 erbaut worden; bei den Grabarbeiten sollen die Fundamente einer dritten älteren Anlage zum Vorschein gekommen sein <sup>1)</sup>. Endlich wird die *Kirche von Sigriswil* (Patron: Gallus) bereits im 12. Jahrhundert erwähnt; sie brannte 1671 nieder, wurde hierauf umgebaut und war 1679 vollendet <sup>2)</sup>.

Außer den bisher aufgeführten Kirchen sind aber noch drei weitere Bauten der Gegend zu nennen, die nach ihrer Architektur in romanischer Zeit entstanden sein müssen und derselben Stilgruppe anzugehören scheinen: das Kirchlein von Einigen, die ehemalige Kapelle von Faulensee und der Kirchturm von Steffisburg.

\*

Nach der Strättlinger Chronik soll die *Kirche von Einigen* <sup>3)</sup>, die dem hl. Michael geweiht war, schon im 3. Jahrhundert in der Nähe einer wundertätigen Quelle gegründet, in den zwanziger Jahren des 13. Jahrhunderts während eines Aufstandes verbrannt und um 1230 wieder hergestellt worden sein. Urkundlich wird sie erstmals im Kartular des Bistums Lausanne von 1228 genannt. Sie war einst ein stark besuchter Wallfahrtsort und gelangte 1338 von den Strättligern durch Kauf an die Bubenberg. Im Jahre 1446 ließ Elogius Kiburger, der damalige Pfarrer und Verfasser der Strättlinger Chronik, den westlichen Teil des Kirchendaches neu decken, einen mit dem Bubenbergwappen geschmückten Taufstein errichten und ein Sakramentshäuschen in der Mauer anbringen. Dennoch muß der bauliche Zustand um die Jahrhundertmitte schlecht gewesen sein. Die Kirchenvisitatoren von 1453 verlangten die Ausbesserung der Chorfenster und einen Bretterboden im Chor; ferner war zwischen Chorbogen und Chörlein eine neue Decke zu erstellen, das Dach der Kirche und des Türmchens teilweise neu zu decken und der Fußboden des Kirchenschiffs auszubessern. Die Jahrzahl 1665, die über dem Chorbogen sichtbar war, ist wohl das Datum einer gründlichen Renovation. Im Jahre 1760 wurde die Pfarrei aufgehoben und mit Spiez vereinigt. Eine letzte Renovation der Kirche hat 1905 stattgefunden.

Der Bau ist etwas kleiner als die Kirche von Scherzligen, zeigt aber im wesentlichen denselben Grundriß: ein einschiffiges Langhaus mit gewölbter Apsis und kurzem Vorraum, wobei eine Quermauer das Chörlein vom Schiff scheidet (Abb. 12b). Auf der Südseite über dem Vorraum erhebt sich der später aufgesetzte kurze Turm, der einen spitzen mit Schindeln gedeckten Helm trägt. Ebenfalls auf der Südseite ist nachträglich die Sakristei angebaut worden, die durch eine Türe mit dem Vorraum in Verbindung steht. Von den beiden Eingängen, dem Haupteingang in der Westfront und dem heute geschlossenen südlichen Seiteneingang, führen einige Stufen ins Schiff, dessen Fußboden tiefer liegt als das äußere Niveau.

<sup>1)</sup> Lohner, S. 227. — v. Rodt, S. 215.

<sup>2)</sup> Lohner, S. 291. — Adolf Schaer-Ris: Sigriswil, Eine Heimatkunde, Bern 1929, S. 35.

<sup>3)</sup> Lohner, S. 203. — Strättlinger Chronik, Kap. 3 u. 9. — Archiv des Hist. Vereins des Kantons Bern I, 1898, S. 269. — Ed. Bähler: Die Kirche von Einigen, Berner Kunstdenkmäler III, 1907. — v. Rodt, S. 63 u. 165. — A. Krafft: Das Kirchlein von Einigen bei Spiez am Thunersee, Anz. f. Schweiz. Altertumskunde NF., V., S. 28 ff.

Eigentümlich für Einigen ist die Unregelmäßigkeit des Grundrisses, die bisher unbeachtet geblieben zu sein scheint. Das Langhaus hat nicht wie üblich die Form eines Rechtecks, sondern bildet ein Rhomboid, an das sich das Halbrund des Chörleins anschließt. Dabei ist die Schiffsachse von Westen nach Osten gerichtet, während die einander parallelen Achsen der Westfront und der Apsis nach Norden abweichen. Diese Verzerrung entspricht indessen nicht dem ursprünglichen Plan, sondern ist die Folge von Umbauten, die noch in die romanische Zeit zurückreichen. Spuren dieser Änderungen finden sich einmal im Innern nördlich vom Haupteingang. Hier haben sich Reste einer Mauer erhalten, die ohne Zweifel den alten Westabschluß kennzeichnen, denn sie stehen annähernd rechtwinklig zur Schiffsachse und zeigen dasselbe Material wie die Langseiten: große rohe Kiesel und Bruchsteine. Die bestehende Westmauer dagegen ist vornehmlich aus kleineren ziemlich horizontal gelagerten Bruchsteinen aufgeführt. Gleiches Material und gleiche Struktur finden sich teilweise an der Apsis, was wie der parallele Verlauf der Achsen auf Gleichzeitigkeit hindeutet; zudem sind auch hier im Innern Mauerteile sichtbar, die wohl zur älteren Anlage gehörten. Endlich ist auf Grund weiterer Mauerreste anzunehmen, daß bei diesen Umbauten der Chorbogen etwas nach Westen versetzt wurde <sup>1)</sup>.

Die Fenster von Chor und Schiff stammen in der heutigen Form aus späterer, zum Teil aus jüngster Zeit. Eines der ursprünglichen romanischen Fenster wurde indessen bei der letzten Renovation an der Südwand des Langhauses aufgefunden und wenigstens nach innen freigelegt (Abb. 8e). Es ist wie diejenigen von Scherzligen in der obern Hälfte der Mauer angebracht und in Form und Größe den Kryptafensterchen von Spiez ähnlich <sup>2)</sup>. Ferner finden sich in der Mitte der Westfassade zwei Kreuzfensterchen, von denen das untere romanisch sein dürfte, während das kleinere obere, dem ein drittes in der Ostfront über der Apsis entspricht, bei der später erfolgten Erhöhung der Giebel entstanden ist.

Apsis und Westfassade sind mit Lisenen und Blendbögen geschmückt. An der Apsis (Abb. 13) stehen die Lisenen wie in Wimmis auf einem Sockel und werden unter dem Dach durch Blendbögen in Zweiergruppen verbunden. An der Westfassade (Abb. 9c) beginnen sie auf halber Höhe und gliedern die Wand in drei vertiefte oben durch Blendbögen in Dreiergruppen abgeschlossene Felder, von denen das mittlere das romanische Kreuzfensterchen aufweist. Die Lisenen sind hier etwas schmaler als an der Apsis, die Bögen regelmäßiger und ausgeglichener in der Form <sup>3)</sup>.

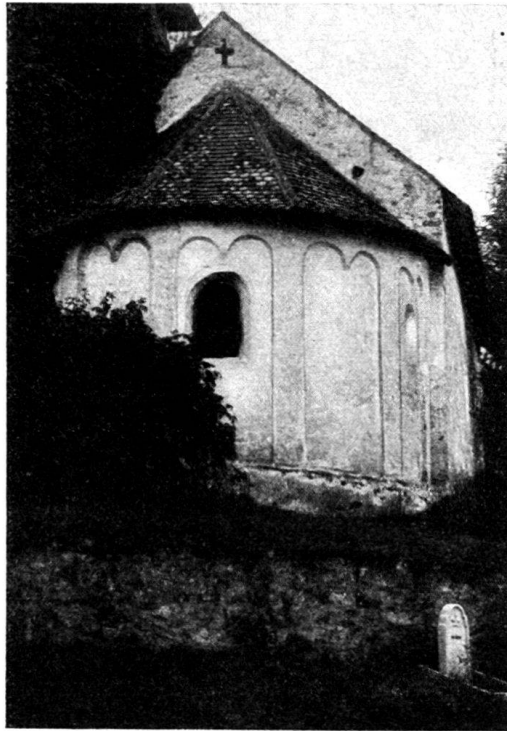
Es liegt nahe, die festgestellten baulichen Veränderungen mit der von der Strättlinger Chronik erwähnten Wiederherstellung der Kirche um 1230 in Ver-

<sup>1)</sup> v. Rodt (S. 165) spricht vom «nachträglich eingesprengten Chorbogen» und folgt dabei vermutlich Bähler, der auf Grund der vor der letzten Renovation auf der Westseite über dem Bogen sichtbaren Jahrzahl 1665 die Errichtung der Quermauer in diese Zeit verlegt. Indessen zeigt auch das Beispiel von Scherzligen, daß die Quermauer schon dem romanischen Bau angehörte.

<sup>2)</sup> Äußere Höhe des beidseitig geschrägten Fensters: 1,02 m, Breite: 0,50 m, Lichtweite: 0,18 m.

<sup>3)</sup> Breite der Lisenen an der Westfront: 45 cm, an der Apsis: 50 cm; Spannweite der Bögen an der Westfront: ca. 60 cm, an der Apsis: ca. 65 cm.

bindung zu bringen. Dagegen scheint freilich auf den ersten Blick die Außendekoration zu sprechen, deren Formen besonders an der Apsis wenig entwickelt sind und eher auf das 10. und 11. Jahrhundert hinweisen. Doch handelt es sich ja nicht um den Schmuck eines Neubaus, sondern lediglich um die Verzierung von jüngern Bauteilen einer kleinen, kapellenartigen Dorfkirche, deren alte Mauern dem zerstörenden Feuer zum größten Teil widerstanden hatten. Man mag sich deshalb bei der Apsis, die sich von der alten wohl nur durch die Achsen-



Klischee aus Stückelberg,  
Mitteil. der Ant. Gesellschaft  
Zürich, Heft 89, Abb. 15.

Abb. 13. Einigen, Apsis.

verschiebung — für die ich allerdings keinen Grund anzugeben weiß — unterscheidet, mit der Ergänzung oder Wiederholung der ursprünglichen Dekoration begnügt haben. Die Westfront dagegen, die früher wie in Scherzligen und Wimmis wohl keine Gliederung aufwies, wurde nun ebenfalls ausgezeichnet, wobei die Fassade der nahen Kirche von Spiez als Vorbild gedient zu haben scheint. Wie dem auch sei, jedenfalls sind in den beiden Langhausmauern Teile einer älteren Anlage erhalten geblieben. Da verschiedene Angaben der Strättlinger Chronik über die innere Ausstattung dieser Kirche auf das frühe Mittelalter als Entstehungszeit hindeuten <sup>1)</sup> und das einzige romanische Fensterchen der Südseite die Verwandtschaft mit Spiez und Scherzligen beweist, scheint für diesen älteren Bau eine Datierung ins 10. Jahrhundert gegeben zu sein.

<sup>1)</sup> Vgl. Stückelberg: Denkmäler des Königreichs Hochburgund, a. a. O. S. 14.

Die *Kapelle von Faulensee* <sup>1)</sup> war der hl. Columba geweiht <sup>2)</sup> und der Kirche von Spiez unterstellt. Im Mai 1361 erlaubte der Bischof von Lausanne die Verlegung des Kirchweihfestes und gewährte den Besuchern einen Ablass von vierzig Tagen. Aber schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts muß der bauliche Zustand bedenklich gewesen sein, da sich die Kirchenvisitatoren von 1453 mit einem Besuch der Kapelle «que quasi venit ad ruinam» begnügten und keinerlei Wiederherstellungsarbeiten anordneten. Trotzdem wurde die Kirchweihe von Faulensee bis zur Reformation auch von auswärts stark besucht, wobei es nicht selten zu blutigen Händeln kam, so daß der Berner Rat 1462 und 1493 Vorkehrungen traf, um Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Im 19. Jahrhundert standen von der Kapelle nur noch Teile der Mauern, die 1892 abgebrochen worden sind.

Eine um die Mitte des 19. Jahrhunderts angefertigte Zeichnung <sup>3)</sup> und gleichzeitige Beschreibungen der heute verschwundenen Ruine lassen die wesentlichen Teile des ursprünglichen Bestandes noch erkennen: ein einschiffiges, flach gedecktes Langhaus mit halbrunder Apsis. Die Mauern waren in Bruchstein und Kiesel, die Fensterbögen in Tuff ausgeführt. Lisenen gliederten die Langhausseiten und waren mit Blendbögen in Vierergruppen verbunden, wobei die Böglein auf kleinen, spitz auslaufenden Konsolen ruhten. Am Ostende des Schiffs ist außerdem noch eine etwas tiefer liegende Gruppe von zwei Blendbögen sichtbar, die vermutlich einen kurzen der Apsis vorgelagerten Raum nach außen kennzeichnete. Daß auch die Apsis geschmückt gewesen sei, ist wahrscheinlich, kann indessen nicht mehr nachgewiesen werden.

So dürftig die in den Einzelheiten zudem kaum zuverlässige Abbildung auch ist, sie zeigt doch, daß die Kapelle mit den bisher besprochenen Bauten verwandt war. Der Grundriß hat Ähnlichkeit mit den Kirchen von Scherzligen und Einigen; die Außendekoration aber ist wesentlich entwickelter und zudem erstmals in dieser Gegend auf die Langhausseiten ausgedehnt, so daß als Entstehungszeit frühestens das ausgehende 11. und wahrscheinlicher das 12. Jahrhundert anzunehmen ist.

\*

Die erste Nachricht von der dem hl. Stephan geweihten *Kirche von Steffisburg* <sup>4)</sup> gibt eine Urkunde vom Jahre 1224, in der der Ortspriester als Zeuge

<sup>1)</sup> *Fontes Rerum Bernensium VIII*, S. 402. — *Stretlinger Chronik*, S. 161. — *Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern I (1848)*, S. 271. — *Lohner*, S. 297. — *Anzeiger für Schweiz. Altertumskunde*, 1865, S. 13 und 1876, S. 661.

<sup>2)</sup> Der gedruckte Visitationsbericht von 1453 spricht von der Kapelle «bi.Columbe». Nach einer freundlichen Mitteilung von Staatsarchivar G. Kurz in Bern hat das Original «be.Columbe». Es handelt sich also nicht, wie meist angegeben wird, um den hl. Columban, sondern vermutlich um die hl. Columba von Sens. Über die weiteren Heiligen dieses Namens vgl. Franz v. Sales Doyé: *Heilige und Selige der römisch-katholischen Kirche*, Leipzig 1929, I, S. 213 f.

<sup>3)</sup> Hermann Hartmann: *Berner Oberland in Sage und Geschichte*, Das große Landbuch, 1913, S. 24 mit Tafel.

<sup>4)</sup> *Lohner*, S. 299 f. — Chr. Schiffmann: *Dorf und Landschaft Steffisburg*, Bern 1917, S. 203 ff. — Max Grütter: *Der Kirchturm von Steffisburg*, *Neue Zürcher Zeitung* Nr. 49, 1928; dasselbe in: *Blätter für bern. Geschichte, Kunst und Altertumskunde*, 1928, S. 304.



genannt wird. Seit 1299 gehörte der Kirchensatz dem Kloster Interlaken, in dessen Besitz er bis zur Reformation verblieb. Die heutige Kirche ist mit Ausnahme des 1926 renovierten Turmes ein Bau von 1681, dem schon 1491 eine gänzliche oder teilweise Erneuerung der alten Anlage vorangegangen war.

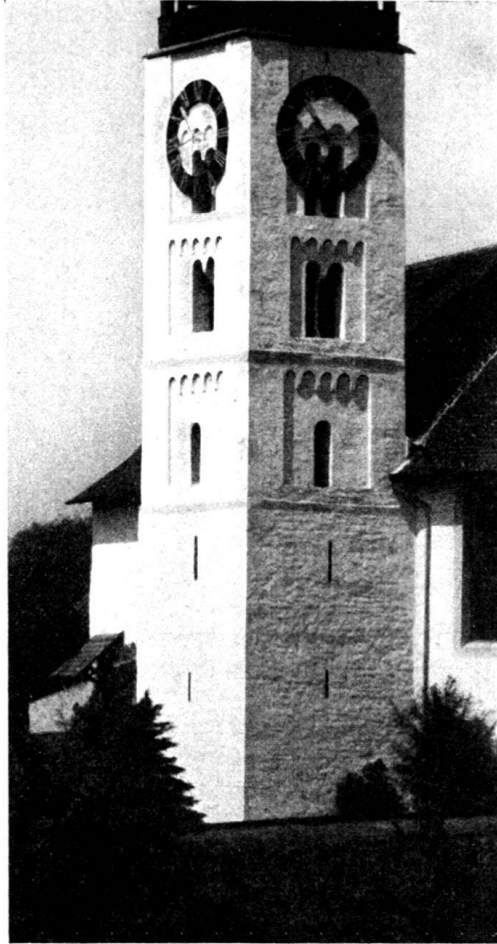


Abb. 14. Steffisburg. Kirchturm. Ansicht von Südosten.

Der Turm, dessen Grundriß ein unregelmäßiges Viereck bildet, erhebt sich an der Südseite der Kirche. Die Mauern sind aus durchgehend horizontal gelagerten Kieseln und zum Teil behauenen Bruchsteinen aufgeführt, die Kanten und Fensterumrahmungen bestehen aus großen Tuffquadern. Der zweigeschossige Unterbau trägt drei würfelförmige Stockwerke, von denen das oberste, das etwas niedriger ist als die beiden ersten, ursprünglich in Zinnen endete. Die vier weiten Scharten sind später zugemauert worden und darüber wurde der hölzerne, von einem kurzen Helm überdachte Glockenstuhl errichtet (Abb. 14).

Während die Außenseiten des hohen, in einem wenig vortretenden Gesims endigenden Sockels glatte Flächen bilden, die nur von lichtarmen Schlitzen durchbrochen werden, ist der Oberbau sorgfältig gegliedert. Das erste ebenfalls

von einem Gesims umrahmte Stockwerk besitzt auf der Ost- und Westseite je eines, die beiden folgenden Geschosse zeigen auf allen vier Fronten je zwei durch eine einfache Säule voneinander geschiedene Rundbogenfenster. Jedes Wandfeld wird beidseitig von breiten Lisenen begrenzt, die über den Fenstern durch Blendbögen in Fünfer- und Vierergruppen verbunden sind. Die regelmäßigen, voll ausgebildeten Bögen ruhen auf kleinen Konsolen, und diese Konsolen sind an der Ost-, Süd- und Westseite des mittleren Stockwerks zu menschlichen Masken umgewandelt (Taf. XIII, 1). Auch wenn man den zerstörenden Einfluß des Wetters berücksichtigt, bleiben diese Skulpturen rohe glotzügige Fratzen, die in ihrer primitiven Ausführung an das Steinrelief von Münchenwiler <sup>1)</sup>, an die Stuckköpfe in Spiez und an Kapitellplastiken der Kirche von Valeria bei Sitten <sup>2)</sup> erinnern.

Schon die Struktur des Mauerwerks zeigt deutlich, daß der Turm später als die meisten der bisher besprochenen Bauten entstanden sein muß. Die ausgeglichenen Proportionen und die entwickelte Außendekoration stellen ihn ebenfalls dem Vierungsturm von Romainmôtier aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts zeitlich nach. Sie beweisen aber auch die Verwandtschaft mit lombardischen Türmen des 11. und 12. Jahrhunderts, so etwa mit dem um 1041 errichteten Turm von S. Stefano in Ivrea, dem wohl ungefähr gleichzeitigen von S. Martino in Cirié (Turin) und mit demjenigen von S. Bartolomeo in Villadossola, der dem ersten Viertel des 12. Jahrhunderts zugewiesen wird <sup>3)</sup>. Der die Dekoration bereichernde plastische Schmuck endlich scheint mit darauf hinzudeuten, daß als Entstehungszeit des Steffisburger Turmes das 12. Jahrhundert anzunehmen ist.

#### IV.

Soweit der heutige Baubestand der noch erhaltenen romanischen Kirchen in der engern Umgebung des Thunersees ein Urteil erlaubt, ergibt sich für ihre Entstehung etwa folgendes Bild: Als älteste noch aus dem 10. Jahrhundert stammende Bauten haben die Kirchen von Spiez, Scherzligen und Einigen zu gelten, wobei auf Grund der Schenkungsurkunde des Bischofs Hetto angenommen werden muß, daß in Spiez und Scherzligen frühere Anlagen schon im 8. Jahrhundert bestanden. Um die Jahrtausendwende scheinen sodann die Kirchen von Amsoldingen und Wimmis errichtet worden zu sein, im 11. oder 12. Jahr-

<sup>1)</sup> Blätter für bern. Geschichte, Kunst und Altertumskunde 1906, S. 3 ff. — v. Rodt, S. 18 f.

<sup>2)</sup> Hermann Holderegger: Die Kirche von Valeria bei Sitten, Anzeiger f. Schweiz. Altertumskunde XXXI, 1929, besonders Taf. 25 u. 27 und S. 212.

<sup>3)</sup> Als älteste Kirchtürme Italiens gelten der schmucklose Campanile dei Monaci von S. Ambrogio in Mailand (8. Jahrh.) und die Türme Ravennas, von denen Odoardo Gardella (Rassegna d'Arfe 1902, S. 161 f.) und ihm folgend Corrado Ricci (Romanische Baukunst in Italien, Stuttgart 1925) glauben, daß sie nicht vor dem 9. Jahrhundert entstanden sind, während Kingsley Porter (Lombard Architecture I, S. 72) dazu neigt, sie ins 7. und 8. Jahrhundert zu datieren. Indessen finden die Kirchtürme in Oberitalien erst um die Jahrtausendwende allgemein Verbreitung, und zu den frühesten mit Blendbogendekoration gehören der Südturm des Domes von

hundert die heute verschwundene Kapelle in Faulensee und etwa gleichzeitig der Kirchturm von Steffisburg.

Den sichersten Anhaltspunkt für die Datierung liefert die Außendekoration. Als Ornament blieb sie von konstruktiven Notwendigkeiten unabhängiger, konnte ohne große Schwierigkeiten dem jeweiligen Zeitgeschmack angepaßt werden und läßt deshalb eine Entwicklung am deutlichsten erkennen. Zum Beweis mag ein Hinweis auf schweizerische Beispiele genügen: in Romainmôtier zeigt die Kirche aus der Wende vom 10. zum 11. Jahrhundert noch die flachen, wenig vortretenden und zum Teil etwas unbeholfenen Blendbögen in Zweiergruppen; an der Vorhalle aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts aber erscheinen die Bögen schon in regelmäßigen, statt der Lisenen von Halbsäulen getragenen Reihen, die kaum mehr als mit der Mauer verwachsen empfunden werden; in Rüeggisberg <sup>1)</sup> endlich, dem im 12. Jahrhundert entstandenen ersten Cluniazenser Bau auf deutschschweizerischem Boden, bilden die Bögen einen fortlaufenden, der Wandstützen entbehrenden Fries, der sich auch durch das andere Material als schmückende Zutat von der Mauer abhebt.

Der zeitliche Ursprung des Motivs allerdings ist vorläufig noch ungewiß. Festzustehen scheint nur, daß der Blendbogen zuerst in Italien Verwendung gefunden hat und von hier nach dem Norden verpflanzt worden ist <sup>2)</sup>. Aber während bisher angenommen wurde, daß er seit den ravennatischen Bauten aus dem 5. und 6. Jahrhundert in Gebrauch geblieben sei, neigen neuere Untersuchungen dahin, seine Entstehung in die Zeit ums Jahr 1000 zu verlegen <sup>3)</sup>. Mag er nun in Ravenna wesentlich früher vorkommen oder nicht, in der Lombardei dürfte er jedenfalls kaum vor dem 10. Jahrhundert verwendet worden sein. Einmal scheint mir schon die rasche Entwicklung, die der Blendbogenfries im Laufe des 11. und 12. Jahrhunderts durchgemacht hat, darauf hinzudeuten, daß sein Ursprung nicht allzuweit zurück verlegt werden darf. Ferner entsprechen Bauten, wie beispielsweise S. Pietro und der Dom von Acqui auch in der Außendekoration ohne Zweifel dem Stil ihrer Zeit und sind nicht Nach-

---

Aosta und der Campanile von S. Satiro in Mailand, der von Cattaneo ins 9. Jahrhundert, von Rivoira und Toesca um 1000 und von Kingsley Porter um 1043 datiert wird. Im 12. Jahrhundert ist das Motiv bereits voll entwickelt, wie der zweite Turm von S. Ambrogio in Mailand beweist, wo die Lisenen innerhalb der Felder durch Halbsäulen ersetzt sind. Über die erwähnten Türme von Ivrea und Villadossola vgl. Rivoira I, S. 299 und Kingsley Porter II, S. 475 u. 300. — Verschiedene Beispiele dieser «lombardischen» Türme finden sich auch in Graubünden (vgl. Adolf Gaudy: Die kirchlichen Baudenkmäler Graubündens, Zürich 1921, Abb. 15, 16, 48, 49, 56 und G. Gerola: Arte Ladina, Cronache d'Arte 1927, S. 295 f.), und derselben Stilgruppe ist als frühes Beispiel der Turm des Klosters S. Maurice im Wallis beizuzählen.

<sup>1)</sup> Abb. bei v. Rodt: Bern im XIII. und XIV. Jahrhundert, Bern 1907, S. 159 ff.

<sup>2)</sup> Toesca I, S. 517 ff. — Paul Frankl: Die frühmittelalterliche und romanische Baukunst (Handbuch für Kunstwissenschaft), Potsdam 1926, S. 58.

<sup>3)</sup> Cattaneo, S. 221 ff. — Rivoira I, S. 283. — Toesca I, S. 361 ff. — Ricci (Rassegna d'Arte, 1902, S. 11 f.) sucht im Anschluß an das Buch von Rivoira zu beweisen, daß in Ravenna Lisenen und Blendbögen vom 5. bis ins 17. Jahrhundert verwendet worden seien. Kingsley Porter (I, S. 224 ff.) dagegen hält die Blendbögen auch an den ravennatischen Bauten für spätere Zutat und nimmt als Entstehungszeit für diese Dekorationsform ungefähr das Jahr 1000 an.

ahmungen älterer Vorbilder; aber hier zeigen die Bögen zum größten Teil noch relativ einfache, wenig entwickelte Formen. Andererseits beweist Romainmôtier, wo die Blindbogendekoration zur gleichen Zeit und in gleicher Art erscheint, daß das Motiv um die Jahrtausendwende auch über die Lombardei hinaus verbreitet war, sein Ursprung mithin doch wohl einige Jahrzehnte früher gesucht werden muß<sup>1)</sup>. Freilich scheinen die ältesten Beispiele in Oberitalien nicht erhalten geblieben zu sein; jedenfalls fehlt es an Urkunden, die für einzelne Kirchen, in denen man solche Frühwerke vermutet, eine entsprechende Datierung rechtfertigen würden.

\*

Auffallend für die Bauten der Thunerseegegend ist die enge Verwandtschaft mit der lombardischen Architektur. Sie zeigt sich am deutlichsten in Amsoldingen und Spiez; aber auch für die einschiffigen Anlagen fehlt es in Oberitalien nicht an ähnlichen Beispielen. So erinnern etwa die Kleinkirchen S. Fedelino am Lago di Mezzola und S. Vincenzo in Sesto Calende<sup>2)</sup> an Einigen, während die im schweizerischen Bleniothal gelegene Kapelle S. Remigio in Corzonesco<sup>3)</sup> der einstigen Kapelle von Faulensee nahe kommen dürfte.

Zur Erklärung dieser stilistischen Zusammenhänge liefert wenigstens die Geschichte einige Anhaltspunkte. Schon Karl der Große ließ sich für seine deutschen Bauten nicht nur «Säulen und Marmor aus Rom und Ravenna kommen, weil er diese anderswo nicht erhalten konnte»<sup>4)</sup>, sondern er berief auch «aus allen Ländern von jenseits des Meeres Meister und Bauleute aller derartigen Künste»<sup>5)</sup>, und spätere Bauherren dürften ähnlich gehandelt haben. Zudem wanderten lombardische Maurer auf eigene Faust über die Alpen, um auch «sine magistro» Arbeit zu suchen<sup>6)</sup>.

<sup>1)</sup> Daß die frühe Form der Blindbogendekoration in der Lombardei die größte Verbreitung gefunden hat, ist eine Tatsache; daß sie auch lombardischer Herkunft sei, bleibt dagegen vorläufig eine bloße Annahme. Und da die beginnende Entwicklung des Motivs auf beiden Seiten der Alpen sowohl zeitlich wie formal einen parallelen Verlauf genommen zu haben scheint, ist auch für die andere Annahme Raum: daß hier die Beeinflussung nicht nur vom Süden nach dem Norden, sondern auch umgekehrt erfolgt sei. Auf politischem Gebiet jedenfalls haben die Italiener gerade im 10. Jahrhundert das Heil nicht selten jenseits der Alpen gesucht: dem Hochburgunder Rudolf II. haben sie wiederholt die lombardische Krone angeboten, König Hugo von Italien heiratete später Rudolfs Witwe Berta, sein Sohn Lothar deren Tochter Adelheid, und der Cluniazenser Abt Majolus hat persönlich die Reform verschiedener oberitalienischer Klöster geleitet. Sollten dabei nicht auch nordische Baugewohnheiten nach dem Süden gebracht worden sein? Wenigstens spricht manches dafür, daß die Kirche S. Giovanni bei Piobesi später als diejenige von Amsoldingen errichtet worden ist, und die an den Apsiden der Kirche von Spiez vermutlich durch Kombination zeitlich verschiedener Motive entstandene Außendekoration scheint nun zu Beginn des 12. Jahrhunderts an S. Siro in Cemmo als Einheit wiederzukehren.

<sup>2)</sup> Kingsley Porter II, S. 477 ff. u. 10 f. — Toesca I, S. 370.

<sup>3)</sup> Abb. bei Blaser und Weese S. 3.

<sup>4)</sup> Einhard: Das Leben Karls des Großen, Kap. 26.

<sup>5)</sup> Notker der Stammler: Geschichten von Karl dem Großen, I. Buch, Kap. 28.

<sup>6)</sup> Toesca I, S. 517 ff. u. Anmerkung 13. — Zur Organisation der lombardischen Bauleute vgl. ferner Rivoira I, S. 127 ff. — Kingsley Porter I, S. 8 ff. — Giuseppe Merzario: I maestri Co-

Für die direkten Beziehungen Burgunds zu Oberitalien sei zunächst darauf hingewiesen, daß Rudolf II. von 922 bis 926 gleichzeitig die lombardische Krone trug und sich wiederholt im südlichen Teil seines Reiches aufgehalten hat. Auch König Konrad reiste mehr als einmal nach Italien und Rudolf III. befand sich im Frühjahr 1027 in Rom. Königin Berta war nach dem Tode Rudolfs II. mit König Hugo von Italien verheiratet und kehrte nach dieser zweiten wenig glücklichen Ehe nach Burgund zurück; ihre Tochter Adelheid hielt sich nicht nur als Gemahlin von Hugos Sohn Lothar in der Lombardei auf, sondern weilte auch als Kaiserin und später als Witwe Ottos I. mehrfach in italienischen Städten. Von den geistlichen Würdenträgern war Abt Majolus von Cluny längere Zeit in Italien, wo er im Einverständnis mit Otto I. und der Kaiserin Adelheid verschiedene Klöster, darunter auch S. Salvatore in Pavia und S. Apollinare in Classe bei Ravenna, reformierte. Im Sommer 972 kehrte er über den Großen St. Bernhard nach Cluny zurück und ihm und seinem Gefolge hatten sich zahlreiche Personen aus den verschiedenen Gegenden angeschlossen, um in seiner Begleitung die Berge sicherer überschreiten zu können; im Wallis jedoch wurden die Reisenden von Sarazenen überfallen, die den Abt nur gegen ein hohes Lösegeld wieder freigaben<sup>1)</sup>. Auch der baueifrige Abt Odilo und sein Nachfolger Hugo pilgerten wiederholt durch die Lombardei nach Rom<sup>2)</sup>, und es ist vielleicht nicht bloßer Zufall, wenn die meisten der zum Vergleich herangezogenen italienischen Bauten westlich vom Lambro liegen: einige am alten römischen Weg, der vom Großen St. Bernhard durchs Aostatal über Turin, Acqui und den Appennin führte und oberhalb Genua in die große Militärstraße nach Rom mündete; andere an der direktesten Verbindungslinie zwischen dem Aostatal und Ravenna; wieder andere in Mailand und seiner weiteren Umgebung, oder auch in Städten, wo Aufenthalte von Mitgliedern der burgundischen Königsfamilie urkundlich nachzuweisen sind.

\*

macini, Bd. I, Mailand 1893, Kap. 1—4. — Archivio Storico Lombardo 1920, S. 1 ff. — In bernischen Urkunden werden «Lamparten» seit dem 14. Jahrhundert häufig, aber wohl meist als Geldwechsler, genannt. Graf Eberhard von Kyburg, der 1315 und 1316 in Bologna studiert und von 1316 bis 1323 dem Stift Amsoldingen als Propst vorgestanden hatte, empfahl im Dezember 1337 fünf in Thun niedergelassene Brüder Gutveri «burger ze Ast in Lamparten», zwei ihrer Vettern, ihre Gesellen und ihr Gesinde dem Schirm der Stadt (Fontes rerum Bernensium VI, S. 376). In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts schuldete das Kloster Rüeggisberg den Lombarden in Bern und Freiburg bedeutende Summen (Fontes VIII, SS. 36, 179, 132). — Die für die Lombarden als charakteristisch geltende Mauertechnik des «opus spicatum» (Rivoira, S. 260 ff. — Kingsley Porter I, S. 29 ff. — Archivio Storico Lombardo 1920, S. 5 ff.), die an zahlreichen lombardischen Bauten aber meist nur stellenweise auftritt, scheint weder in Romainmôtier noch bei den Kirchen am Thunersee vorzukommen. Dagegen findet sie sich beispielsweise an den Kirchen des Bodenseegebietes (vgl. die verschiedenen Angaben und Abbildungen bei Hecht) und in Valeria bei Sitten (Anzeiger für Schweiz. Altertumskunde 1929, Abb. S. 63 u. Taf. X).

<sup>1)</sup> Poupardin: Le Royaume de Bourgogne, S. 97 ff.

<sup>2)</sup> Egger: Geschichte der Cluniazenser Klöster, S. 81.

Zum Schlusse sei nochmals auf die Erzählung der Strättlinger Chronik zurückgekommen. Als einziges Datum zu den Kirchen Gründungen, die Kiburger Rudolf II. zuschreibt, wird das Jahr 933 genannt. Indessen geht aus verschiedenen weitem Angaben deutlich hervor, daß die in den Bericht verarbeiteten Ereignisse einen Zeitraum umspannen, der zwar wesentlich über die Regierungsjahre Rudolfs II. hinausführt, aber nicht über diejenigen Rudolfs III., des letzten Königs dieser Dynastie. Nach der Chronik ist mithin die Errichtung der verschiedenen Kirchen ins 10. und beginnende 11. Jahrhundert zu setzen, und soweit romanische Teile der erwähnten Bauten erhalten geblieben sind, scheint ihre Architektur dies zu bestätigen.

Aber auch die Politik des burgundischen Königshauses macht diese Annahme wahrscheinlich. Rudolf II. allerdings gilt in der Geschichte vielfach als eroberrungssüchtiger Draufgänger, der sich um die Bedürfnisse der Kirche wenig gekümmert habe; doch wohl zu Unrecht, denn es fehlt nicht an Anhaltspunkten, die für das Gegenteil sprechen <sup>1)</sup>. Verschiedene Urkunden beweisen seine Kirchenfreundlichkeit und auch der cluniazensischen Reformbewegung scheint er nicht teilnahmslos gegenübergestanden zu haben: unter seiner Regierung und wohl mit seiner Zustimmung übergab im Jahre 929 seine Tante Adelheid das Kloster Romainmôtier den Mönchen von Cluny, und als Königin Berta später auch das Priorat Payerne den Cluniazensern schenkte, wurde der inzwischen verstorbene König in der Urkunde unter jenen Personen, denen die fromme Tat zugute kommen sollte, an erster Stelle aufgeführt <sup>2)</sup>. Es ist deshalb nicht undenkbar, daß Rudolf II. den Plan zur Gründung einiger Kirchen am Thunersee gefaßt hat, doch dürfte davon zu seinen Lebzeiten nur ein geringer Teil ausgeführt worden sein.

<sup>1)</sup> Max Grütter: Rudolf II. von Hochburgund, Versuch zu einer Deutung seiner Politik aus den mittelalterlichen Zeitanschauungen. Zeitschrift für Schweiz. Geschichte 1929, S. 169 ff.

<sup>2)</sup> Rudolf II. und besonders der Königin Berta hat das Mittelalter verschiedene andere Kirchen Gründungen zugeschrieben. So fand sich in dem heute verlorenen Jahrzeitbuch von Zofingen folgende Eintragung aus dem Jahre 1472: «Domina Berchta de Froburg conjunx Rodolphi Burgundiae Regis aedificavit ecclesias in Ansolingen in Solodoro in Zofingen et in Werdea et monasterium in Paterniaco ubi sepulta est cum Rudolfo Rege Burgundiae». Die Notiz zeigt einige Berührungspunkte mit dem Bericht Kiburgers, läßt aber doch erkennen, daß beiden Schreibern verschiedene Quellen vorgelegen haben müssen. Hervorzuheben ist, daß hier Berta als Erbauerin von Amsoldingen genannt wird. Für die Kirche in Schönenwerd verweise ich auf die Ähnlichkeit des Grundrisses (Abb. bei Rahn: Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz, S. 191) mit denjenigen von S. Giovanni bei Piobesi und Amsoldingen und auf die Blendbogendekoration, die mir zu verbieten scheinen, die Stiftung durch Königin Berta kurzerhand als Erfindung zu bezeichnen, wie dies auch schon geschehen ist (Anzeiger f. Schweiz. Altertumskunde 1885, S. 148 f.). — In der Dekanatskirche von Köniz bei Bern wurden bis zur Reformation jährlich an einem bestimmten Tag Rudolf II. und Berta als Stifter der Kirche gefeiert (Abhandlungen des Hist. Vereins des Kantons Bern I, 1848, S. 364); Blendbögen und Lisenen am Schiff und am Turm wirken heute freilich nur noch wie eine ferne Erinnerung an romanische Zeiten, doch bestand hier ohne Zweifel eine Kirche schon geraume Zeit vor der Übergabe an den Deutschritterorden im Jahre 1226, und da das Kloster S. Maurice um 1015 Güter in Köniz besaß (Fontes I, S. 294), ist eine Gründung in burgundischer Zeit um so wahrscheinlicher.

Unter der Regierung König Konrads scheint Burgund seine ruhigste und für friedliche Arbeit fruchtbarste Zeit erlebt zu haben, besonders nachdem die Sarazenen, die mit ihren ständigen Raubzügen auch Kirchen und Klöster nicht verschonten, das Land seit etwa 972 endgültig verlassen hatten. Nun erwachte da und dort im Reiche wieder die Bautätigkeit <sup>1)</sup> und vielleicht noch vor 990 wurde auch in Romainmôtier der Grundstein zur neuen Kirche gelegt. Vorteilhafter noch mochten sich die ersten Regierungsjahre Rudolfs III., der sich in dieser Zeit hauptsächlich im schweizerischen Teil Burgunds aufhielt, für Kirche und Geistlichkeit auswirken. Zahlreich sind die Vergabungen des Königs an Gotteshäuser und ihre Vorsteher, zahlreich die Beweise seiner engen Beziehungen zu Abt Odilo von Cluny, und es ist wohl auch mehr als eine bloße Höflichkeitsformel, wenn Bischof Hugo von Genf in einer Urkunde über die Gründung des Klosters S. Victor das Interesse hervorhebt, das Rudolf den kirchlichen Niederlassungen der Diözese entgegengebracht habe <sup>2)</sup>; denn es scheint ein wesentliches Moment der königlichen Politik gewesen zu sein, als Gegengewicht gegen die immer kühner auftretenden Großen des Landes einen dem Herrscher ergebenden geistlichen Adel zu schaffen. Und vielleicht verdankte diesen Bestrebungen auch das Chorherrenstift Amsoldingen seine Entstehung.

Freilich fehlt es an zeitgenössischen schriftlichen Beweisen für direkte Beziehungen des burgundischen Königshauses zum bernischen Oberland. Einzig jene Urkunde, mit der Otto III. dem elsässischen Kloster Selz Höfe in Wimmis und Uetendorf vergabte, läßt vermuten, daß die königliche Familie am Thunersee begütert war; denn Otto machte diese Schenkung auf Bitten der greisen Kaiserin Adelheid. Spätere Urkunden scheinen diese Vermutung zu bestätigen und zeigen jedenfalls, daß man in der Gegend selber besonders die Erinnerung an die als Heilige verehrte Kaiserin getreulich bewahrt hat: Das Kloster Selz verkaufte 1276 seine zahlreichen im Simmental oberhalb Wimmis gelegenen Güter der Propstei Därstetten, in deren Zinsenverzeichnis von 1320 nun verschiedene Grundstücke meist als «bona», einzeln auch als «terra» oder «area sancte Adelheidis» aufgeführt sind <sup>3)</sup>. St. Adelheidgüter in Uetendorf gelangten 1271 durch Tausch an das Stift Amsoldingen, und eine Urkunde gedenkt schon 1257 der «terre et aliarum possessionum sancte Adelheidis» in Matten bei Interlaken <sup>4)</sup>. Endlich kommt der Name der Heiligen um 1396 auch in Uttigen vor <sup>5)</sup>. Zahlreicher noch mögen die Eintragungen in heute verlorenen Jahrzeitbüchern und die Erzählungen des Volkes gewesen sein, die wohl dem Bericht des eifrigen Chronikschreibers Elogius Kiburger mit zugrunde liegen.

<sup>1)</sup> Z. B. in Grenoble: «Post destructionem paganorum, Isarnus episcopus edificavit ecclesiam Gratianopolitanam» (Poupardin S. 102, Anmerkung 1). — Vgl. ferner Poupardin S. 321 u. Anm. 4, S. 104 u. Anm. 5.

<sup>2)</sup> Poupardin S. 114, Anmerkung 9.

<sup>3)</sup> Fontes III, S. 185 u. V, S. 209 ff. — Vgl. auch C. Huber: «Du temps que Berthe filait», Neujahrsblatt für Thun 1924, S. 4 ff.

<sup>4)</sup> Fontes III, S. 12 u. II, S. 451 f.

<sup>5)</sup> Lohner: Die reformierten Kirchen, S. 150.